Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 9 (1899)
Heft: 2

Artikel: Sprachbeobachtungen in Deutschland
Autor: Fürst, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788735

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachbeobachtungen in Deutschland.

Vortrag von A. Fürst, Zürich.

Indem ich der Einladung folge, Ihnen über einen Aufenthalt in Deutschland etwas vorzutragen, hoffe ich auf Ihr Einverständnis, wenn ich als enger begrenztes Thema eine Darstellung der hauptsächlich beobachteten Erscheinungen im heutigen Sprachleben anbiete und in rascher landschaftlicher Überschau die leitenden Linien des neueren Sprachzuges aufzuzeigen versuche. Ich gedenke auf dieser sprachlichen Wanderung, zu der ich Sie bitte, mir zu folgen, namentlich auf den Hauptetappen von Mittel- und Norddeutschland etwas zu verweilen, wo der eigentliche Schwerpunkt der neueren Sprachentwicklung liegt.

Über das gegenwärtige Deutschland wäre ja sehr viel Interessantes zu sagen; in der Nähe angeschaut, steht es nach mancher Seite in imponirender Bedeutung da. Die grossen Verhältnisse des Reiches, die mächtig aufsteigende Entwickelung, die auf allen Gebieten wahrzunehmen ist, ganz besonders der ökonomische Aufschwung, die riesige Entfaltung gewerblicher Tätigkeit, als deren Wahrzeichen allerorten in Unzahl die dampfenden Fabrikschlote aufragen, die gewaltige Summe von Kräften in diesem Volke, alles das kann nicht verfehlen, auf den Reisenden aus unsern Grenzen Eindruck zu machen. Nicht minder wird durch das andersgeartete nationale Empfinden, die Begeisterung, mit der das gemeinsame Vaterland genannt wird, und die besondere Form, die sie herkömmlicherweise anzunehmen pflegt, die monarchische Loyalität, der Neuling eigenartig berührt, wie anderseits von dem frischen Zug und der hübschen Art dieses Volkes, unter dem sich so gut leben lässt, unbedingt angezogen. Was besonders bemerkt wird, ist der Geist der Ordnung und Disziplin, der alles durchdringt, die ernste Gediegenheit, die im ganzen überall entgegentritt, die gesittete und offene Begegnung, und nicht zum wenigsten muss jedem die an allen deutschen Männern sichtbare erziehende Wirkung des nationalen Wehrdienstes vorteilhaft

auffallen, wenn auch daneben manche eigentümliche Nebenerscheinung in dem Richtungnehmen nach oben der Beobachtung nicht entgeht und die politischen Verhältnisse für die aufstrebenden Volkskräfte noch im Zeichen des Ringens um ein notwendiges Mass staatsbürgerlicher Geltung stehen, deren uneingeschränkter Besitz bei uns beinahe selbstverständliches Gemeingut geworden ist.

Aber ich muss es mir versagen, allen diesen Erscheinungen im Volksleben nachzugehen, um bei dem einen Thema der Sprachverhältnisse etwas verweilen zu können. Auch das ist noch ein so weites Gebiet, dass eine Beschränkung auf das Wichtigste geboten ist. Ich schneide daher die breite landschaftliche Entfaltung der Sprache mit ihren mannigfaltigen Abstufungen, d. h. das ganze Gebiet der Mundarten, ab und beschäftige mich in der Hauptsache nur mit der daraus emporgewachsenen Entwickelung, die in zunehmendem Masse alle deutschen Gaue vereinigt, mit den Verhältnissen der heutigen Gemeinsprache, wie sie nicht bloss allgemein im schriftlichen Verkehr im Gebrauche steht, sondern auch überall in den gebildeten Kreisen Deutschlands, zumal in den Städten, gesprochen wird und ganz besonders von der Einigung des Reiches mächtig getragen in immer weiter reichender Aufnahme begriffen ist. Bei solcher nationalen Geltung ist diese allgemeindeutsche Bildungssprache, das sogenannte Hochdeutsch, das wir wesentlich nur als Schriftsprache gebrauchen, allerdings auch von den natürlichen Quellen der Volkssprache stark beeinflusst und von einheitlichem Gepräge noch weit entfernt. Namentlich macht sich überall eine landschaftliche Färbung geltend in der Aussprache, und im Sprachbestand tut sich auch im Schriftgebrauch hauptsächlich ein Unterschied auf zwischen Süden und Norden.

Da war es schon bei der Ankunft in Stuttgart, das zu einer Unterbrechung der Fahrt einlud, interessant, die gemeinsamen Züge süddeutschen Sprachgebrauches zu beobachten, wie auf der Strasse oder im Restaurant ein Stück der Unterhaltung aufzufangen war. Von einem Tische herüber, wo zwei Tübinger Studenten von einem Assessorexamen sprachen, tönte die Äusserung: *Es ischt ihm vorbéi gelunge,* mit Verstummen des auslautenden *n* wie bei uns, wobei auch jenes schwäbische Hochdeutsch stehen bleibt, zu dem man sich in gewissen Kreisen bei uns aufschwingt, wie in dem Satze: *„Wolle die Herre Platz nehme?“* Charakteristisch für das Süddeutsche ist auch der durchgängige Wegfall des Endungs-*e*: *der Knab, die Bäum, die Hitz.* In der Diphthongirung der alten langen *i* zu *ei* wie in mîn zu mein steht auch das Schwäbische noch auf halbem Schritte der Entwicklung, indem es wie unsere länd-

liche Aussprache des Hochdeutschen für *i* ein scharf geschlossenes *éi* angenommen hat, *der Wéin, die Zéit,* oder auch den Laut gegen *oi* hin nasal färbt, *der Woi.* Übereinstimmend mit dem Schweizerdeutschen sagt das Schwäbische *Geischt, Lascht;* denn im Süddeutschen ist im weitesten Umfange das *s* neben gewissen Lauten zu dem breiteren Zischlaut *sch* verschoben worden, der auch im Hochdeutschen im Anlaut für *st, sp* und in andern Verbindungen angenommen ist, wie in schlafen, Schnee, schwimmen für älteres slafen, snê u. s. w., während im Auslaut die ursprüngliche reine Aussprache des *s* nach niederdeutscher Weise Regel ist.

Ein anderer hervorstechender Zug süddeutscher Sprachgewohnheiten ist der vorherrschende Gebrauch des Perfekts als Erzählform der Vergangenheit, der zusammengesetzten anstatt der einfachen Bildungen, *da hat er gsagt* oder *gseit* für *da sagte er*, in volkstümlicher Weise z. B. angewandt in Rückerts Kindergedicht „Vom Bäumlein, das andere Blätter *hat gewollt*“ oder „Vom Büblein, das überall *hat* mitgenommen sein *wollen*“. Bekanntlich hat unsere alemannische Mundart das Imperfekt bis auf die Konjunktivformen, *i gieng, wenn i gsäch* u. s. w. vollständig aufgegeben und alles Vergangene unterschiedslos auf den einen Ausdruck durch das Perfekt, die Form der für die Gegenwart abgeschlossen vorliegenden Handlung, gebracht, während das Niederdeutsche wie das sonst flexionsarme Englische die alte Erzählform festgehalten hat. Wir stehen vor einem abgelaufenen Prozess, in dem jedenfalls eine neuere Entwicklung vorliegt, da noch in mittelhochdeutscher Zeit das Imperfekt in reicher Entfaltung stand. In der Bevorzugung der aufgelösten Zeitform, die wohl den Vorzug ausgeprägterer Deutlichkeit hat, sehen wir einen analogen Vorgang wie in den romanischen Sprachen, die eine ausgesprochen zerlegende Tendenz in der Formenbildung entwickeln und dadurch an augenscheinlicher Durchsichtigkeit gewonnen haben. Diesem Zuge zu den aufgelösten Formen entspricht es, wenn im Französischen das Défini in gewöhnlicher Rede ausser Gebrauch kommt und durch das Perfekt ersetzt wird: *il est venu, il a dit* anstatt il vint, il dit. Auch in der Umschreibung des Genitivs mit von neigt die Volkssprache im ganzen Sprachgebiete diesem zerlegenden Aufbau der Sprachformen zu, mit dem die romanischen Sprachen die Kasusverhältnisse bezeichnen.

Ein charakteristisches Merkmal der gemütlichen süddeutschen Art ist die Vorliebe für Verkleinerungsformen bei Personennamen sowie bei allen möglichen Hauptwörtern. Auch Österreich, Wien insbesondere, liebt das „Spiel mit herzigen Diminutiven“: „*Ein wunderliabs*

Weiberl", „*ein prächtiges, gemütliches Manderl*". So macht ja auch unsere Mundart einen häufigen Gebrauch von Verkleinerungsformen, mit denen sich oft mehr irgend ein Gefühlsanteil als die Vorstellung des Kleinen verbindet, z. B. wenn wir sagen *es Pürli, es Manndli, er hät en gno am Ärmli*".

Ich habe gemeinsame Züge des Süddeutschen herausgehoben; es treten aber auch bemerkenswerte Unterschiede und Abstufungen auf. Verschwunden ist im Schwäbischen schon unsere rauhrachige Aussprache des k und ch; man hört sagen „*ich* dangge re*ch*t", *ch* mit dem erweichten *ich*-Laut; aber das g tönt noch ganz unverändert nach unserer Weise, auch nach i, e, *der Kenig*, und vor k, z. B. in Gerechtigkeit, lässt man es nach allgemein süddeutschem Brauch im k-Laut aufgehen. In Nürnberg, wo ich eine Kirche besichtigte, hörte ich schon sprechen *Ewiǧkeit*, konstatirte also bereits die für Mitteldeutschland charakteristische spirantische Aussprache, die besonders in Frankfurt auffallend stark gehört wird und auch bei Goethe, aus den Reimen zu schliessen, schon anzunehmen ist, wie die Stelle in Gretchens Monolog zeigt:

„Ach neige,
du Schmerzensreiche",

in einer andern Strophe

„Es dringen Blüten aus jedem Zweig
und tausend Stimmen aus dem Gesträuch,"

was in der Aussprache eines Mitteldeutschen ein vollkommen reiner Reim ist.

Als ich dann weiter hinauskam, Leipzig entgegen, war ich gespannt darauf, die Sprache dieses östlichen Mitteldeutschland kennen zu lernen, auf dessen Boden im wesentlichen die nhd. Schriftsprache erwachsen ist. Als reines Hochdeutsch kann nun freilich auch das Sächsische nicht gelten. Dialektfreier ist im allgemeinen die Sprache in den Städten des niederdeutschen Nordens, wo heute überall ein gutes Hochdeutsch gesprochen wird, ohne dass zwar einer Stadt das einwandfreie Lob des besten Deutsch erteilt werden könnte. Das hängt mit dem künstlich gemachten, vermittelnden Charakter der neuhochdeutschen Schriftsprache zusammen, in der nicht ein bestimmter einzelner Dialekt, wie etwa im Französischen der der Isle de France mit Paris, zur Landessprache aufgestiegen ist, die vielmehr als ein Ausgleich zwischen verschiedenen zu führendem Einfluss gelangten Landschaften in den Kanzleien, auf dem Papier entstanden und dann durch Luthers Schriften und durch die Buchdruckereien allmählich als deutsche Gemeinsprache durchgedrungen

ist. Diese Entstehungsart verrät das Schriftdeutsche auch durch manche lautliche Ungleichmässigkeit, indem es seine Elemente aus den verschiedensten Dialekten in ihrer angestammten Lautform übernommen hat, ohne sie einer einheitlichen Behandlung zu unterwerfen. So stehen in der Schriftsprache niederdeutsche Formen, wie *sacht* neben dem oberdeutschen *sanft*, *Schachtelhalm* neben dem oberdeutschen *Schaftheu*, *Nichte* für das verdrängte *Niftel*, *Strippe* neben *Streif* und *Strupf*, *schleppen* neben *schleifen*, *schlapp* neben *schlaff*, *roden* neben *reuten*, *Odem* neben *Atem*, *fett* neben *feist*, die Salz*lake* neben die *Lache*, *Born* neben *Brunnen*, *Lehm* für oberdeutsch der *Leimen*, *Nelke* aus Negelke für *Nägelchen*. Niederdeutsch sind die Formen *Hafer*, *Schwefel*, *Torf*, die *Stoppeln*, der *Schuppen*. Während in Mitteldeutschland die umgelautete Form *drücken* herrschend wurde, kam für den Buchdruck aus Oberdeutschland, wo diese Erfindung herstammte, die Form *drucken* in Aufnahme. Aus verschiedenen Mundarten stammen *Sühne* und *versöhnen*, *in Treuen* und das gleichbedeutende mitteldeutsche *traun*. Einem ostmitteldeutschen Dialekt entstammt die Wortform *ereignen* für eräugen (vor Augen treten). So finden sich die Laute der verschiedensten Mundarten in der Schriftsprache neben einander vertreten. Jedenfalls sind die Mundarten im gleichmässigen Ausbau ihres Lautgefüges einheitlicher als die Schriftsprache. Das zeigt z. B. die Behandlung des Endungs-e. In Süddeutschland hat man das schliessende e fast durchweg abgestreift, z. B. *Freud*, auch in der Mehrzahl: *Bäum*, in Sachsen es durchgängig festgehalten. In Leipzig sprechen die Hausfrauen am Sonnabend vom *Reine*machen, die Schraube am Ofen ist sehr *feste* zugedreht, und die Sachsen sind „*helle*“. Die Schriftsprache verfährt hierin ungleichmässig; sie sagt Freude, aber Freud und Leid, Knabe, aber Graf für mhd. grâve. (Vgl. darüber O. Weise, Unsere Muttersprache.)

Ein weiterer Ausgleich vollzieht sich allmählich in der Aussprache, worin niederdeutsche Lautgebung wesentlichen Einfluss gewonnen hat, so dass für das reine Deutsch heute kurzweg als Norm gilt: Oberdeutscher Lautstand in niederdeutschem Munde! Aus dem Niederdeutschen ist die Neigung eingedrungen, alle langen Vokale geschlossen, alle kurzen offen auszusprechen, also: weh, komm mal her, schwer, das Leben; aber Erde, hell, setzen; der Ofen, aber hoffen. Bekanntlich fügt sich das Süddeutsche insbesondere in der Lautstufe des e nicht in diese Regel. Es kennt bei Länge wie bei Kürze offenen und geschlossenen Laut und spricht beten wie Welt und wie ehren das Gesetz. Das geht bis ins Mitteldeutsche hinein; auch in Leipzig und Dresden hört man gewesen, leben. Das Süddeutsche hält damit histo-

rische Unterschiede fest, während die norddeutsche Sprechweise und nach ihr die Aussprache der Bühne sie phonetisch ausgleicht, indem sie alle langen e im geschlossenen, alle kurzen im offenen Laute vereinigt. Auch die Doppellaute au, ei und eu (geschrieben eu und äu), wo wir, wie in *Baum* und *Haus*, mit der Unterscheidung der Laute älterer und jüngerer Bildung reichere Vokalschattirungen festhalten, sind unterschiedlos auf einen Laut gebracht.

Allgemeingültig ist auch die norddeutsche Lautgebung der Konsonanten, die weichere Aussprache des k, die Differenzirung des ch, das ganz verschiedene Laute bezeichnet, indem die Mundstellung des vorhergehenden Lautes die Artikulationsstelle des Gaumenlautes beeinflusst hat. Nach den weiter hinten im Munde gebildeten Vokalen a, o, u hat es unsern hinteren Rachenlaut, den ach-Laut, nach den vorderen Lauten e, i u. s. w., auch nach Konsonanten, einen der Mundstellung des Begleitlautes angepassten weicheren Reibelaut, den *ich*-Laut, z. B. in der Silbe *-lich,* in *echt, leuchten, Milch, durch.* Auch am Anfang der Silbe vertritt es zwiefachen Laut: *Chemie, Chirurg, Orchester* (*ich*-Laut), aber = k (ggh) in *Chor, Christ* und so auch in der Verbindung mit s, wie in *sechs.* Auch das auslautende g hat in Mittel- und Norddeutschland in gleicher Lautfolge wie ch, z. B. in der Silbe -ig die Reibelautaussprache angenommen. Der Norden mit Berlin geht darin nicht so weit wie Mitteldeutschland; er spricht zwar Berǧ, aber Berge, Königˇ, aber königlich, was auch für die Bühne als Norm gilt. Anderseits hat der niederdeutsche Norden teilweise das g auch nach a, o, u in das Geleise des ch übergeführt und spricht in provinzieller Verbreitung auch *guten Tach, genuch,* was indessen, wie angedeutet, als Provinzialismus gilt.

Die weichere, klanghaftere Lautgebung des Mittel- und Niederdeutschen zeigt sich ferner als charakteristische Erscheinung in der stimmhaften Aussprache der weichen Konsonanten b, d, g, auch s und w, indem wie im Französischen die Stimme zum nachfolgenden Vokale schon mitvibrirt, während diese Laute im Oberdeutschen stimmlos und damit härter geworden sind. Vergleichen Sie mit unserer Aussprache die weichen, mittönenden französischen Konsonanten in *b*on, ma*d*ame, vou*s* avez, um den Unterschied belegt zu finden. In Berlin besonders ist man von dem stimmhaften s überrascht, wenn im Gewühl des Strassenverkehrs die Kutscher ihren Zuruf „*vorsehen!*“ hören lassen, wenn in einer Strassengruppe eine Alte sich berühmt, „*den Kaiser jesehen*“ zu haben, oder wenn es im Tiergarten von einem Spielplatze her tönt: „*Komm, wir gehen zu Hause!*“ wie die Berliner Kinder sagen.

So sticht auch die Aussprache deutscher Solisten im Gesangsvortrage in Wörtern wie *die Sonne, besungen, so selig, ein Säuseln* vorteilhaft von der Gewohnheit unserer Damen ab, anlautendes s wie den scharfen romanischen s-Anlaut zu behandeln.

Diesem klanghaften Charakter des heutigen Deutsch entspricht auch die Aussprache der Laute p, t, k mit h-Nachschlag (*t ief, T^{h}al, P^{h}aar, K^{h}erl*), die bei uns hauchlos wie in den benachbarten romanischen Sprachen lauten. Gewiss trägt auch die im Norden übliche kräftig herausgesetzte Aussprache auslautender b, d, g, also z. B. *das Weip, das Rat, der Tac*, besonders am Satzende dazu bei, der Rede weitertragende Deutlichkeit zu geben. Eine Ausnahme macht die Verbindung ng, z. B. in *lang, langsam,* in der kein eigentlicher g-Laut vorliegt; die in gewissen Gegenden gehörte Aussprache *lanc, lancsam* ist ein am Schriftbilde hängenbleibender Provinzialismus.

Zu den Aussprachеverhältnissen, die ich hier berühre, gehört nun noch ein wesentliches Moment, das im Norden besonders auffällt und der Rede ein von unserer Sprechweise ganz verschiedenes Gepräge gibt. Das ist die jeder Landschaft eigentümliche gewohnte Einstellung der Sprechorgane. Auf ihre Verschiedenartigkeit und ihren Einfluss auf die ganze Lautbildung wurde besonders auch von Professor Sievers in Leipzig hingewiesen. Während der Alemanne weiter hinten im Rachen mit tief gestelltem Kehlkopf die Laute bildet, spricht man im Norden mehr vorn im Munde mit deutlicher, lichter Lautbildung. Dazu ist dem Deutschen, wie es insbesondere im Norden gesprochen wird, ein rascher Fluss der Rede eigen, der mit bedeutsamer plastischer Wirkung neben den bedeutungtragenden Hauptsilben die tonlosen Nebensilben viel mehr abdämpft und den Satz in einem Zuge bindet, während wir die Einheit stark in die Silben auflösen. Das fällt besonders in den Bildungssilben auf e auf, wie in be-, ge-, wo wir unter dem Einflusse älterer, vollwertiger Mundartlaute hart herausplatzendes é sprechen, *géschaffen, békommen, das Endé, einé Lindé*, während wir doch in der Mundart auch sagen *e Lində* und in andern Vorsilben: ent-, er-, ver-, zer- ein dumpfes e auch kennen. Wir konstruiren uns da ein Deutsch, wie es sonst nirgends gesprochen wird. Gerade in diesem Punkte zeigt sich eben auch die Unzulänglichkeit des deutschen Schriftbildes, das eine Menge von Lautverhältnissen unbezeichnet lässt und uns, die wir in weiteren Kreisen mit der hochdeutschen Gemeinsprache nur durch den schriftlichen Gebrauch bekannt sind, zu einer bloss orthographischen Aussprache hinleitet.

Diese liegt auch vor in der Aussprache des h zwischen Vokalen, das zwar in manchen Fällen einem stärkeren ältern Laute entspricht, wie ihn unsere Mundart in *Höchi, Nächi, ruebe* noch festhält, im heutigen Deutsch aber durchaus stumm ist und nur noch die Geltung eines Dehnungszeichens hat, also *Höhe, Nähe, Ruhe,* wie auch wir in *leihen, einweihen* sprechen.

Mit dem fliessenden Gang der Rede, der keine Silben zerlegt, hängt es auch zusammen, dass die Sprache in Mittel- und Norddeutschland keine Konsonantenverdoppelung kennt. Der Gutsbesitzer spricht von seinem *Rŏgen*, man spricht *die Flăge, die Ĕbe, der Wĭder*, wie wir auch *Hĭmel, Sŏne, Wĕle* sprechen. Die doppelte Schreibung ist nur für das Auge da zur Bezeichnung der Silbenkürze.

Ein weiteres Moment, das den Schritt der Rede wesentlich bestimmt, ist die Länge der sogenannten offenen Stammsilben, die das Mitteldeutsche, auf dem ja das Neuhochdeutsche beruht, viel konsequenter durchgeführt hat als wir im Süden. Ich vermeide bei allen diesen Erörterungen die Frage, was schöner oder was das Richtige sei; das sind sekundäre Erwägungen. Als richtig gilt in der Sprache, was herrschender Gebrauch ist, und gleicherweise wird als schön empfunden, was einer mittleren Linie des gewohnten Empfindens entspricht. Aber doch wird man zugeben müssen, dass, z. B. in *düster,* durch die Länge das vokalische Element der Wortstämme zu ganz anderer malerischer Wirkung gelangt und die bedeutungtragende Hauptsilbe zur Geltung bringt als bei der Kürze. Man steht also bekanntlich im allgemeinen, was Stammsilben betrifft, vor der Erscheinung, dass gehäufte Konsonanz im Auslaut den Vokal kurz hält, während er vor einfachem Konsonanten gelängt worden ist. Man spricht also kurz: *das Wort, Berg, ernst, Stern, Wirt, Durst, schwarz, Herz, von ferne, die Kerze, Markt, Ordnung* u. s. w., wo wir den Vokal unter dem Einfluss des nachfolgenden r gelängt haben. Kurz ist auch *das Gedächtnis, er dachte, gebracht.* Dagegen spricht man lang: *ein grōber Irrtūm, ărbeitsām, Heimāt, ūralt, kneten, die Stufe, der Mōnăt, da liegt, gelegt.* In der Form *es giebt* ist die neue amtliche Schreibung sogar mit der Einführung des Dehnungszeichens dem Sprachgebrauche nachgefolgt.

Die Regel wird zwar durch Ausnahmen nach beiden Richtungen durchbrochen. Einerseits haben einige Silben auf einfachen Konsonanten die alte Kürze bewahrt; anderseits hat auch das gemeingültige Deutsch in manchen Fällen vor Doppelkonsonanz Stammvokale gehängt. Ich führe nur einige Beispiele an, wo die Gemeinsprache von unsern Gewohnheiten abweicht. In Deutschland fängt die Schule *ăn,* der Zug fährt

ăb, er geht *hĭn*; kurz ist *sich*, *es* und besonders das Fragewort *was* und das hinweisende *das*, ganz gleich wie das Bindewort dass, das ja ursprünglich mit diesem eins und nur eine besondere syntaktische Verwendung des Fürwortes ist; ich weiss, dass er kommt, ist eigentlich: ich weiss dăs, er kommt. Einige Silben sind nur in Zusammensetzungen kurz geblieben, z. B. bar in bărfuss, vor in Vŏrteil, hoch in Hŏchzeit, das Heer in Hĕrberge, viel in vielleicht. Kurz geblieben ist auch das isolirte *weg*, (mit hartem g, altd. in wëc), während der Weg lang geworden ist mit erweichtem g. Lang gesprochen trotz Doppelkonsonanten wird *hätscheln*, *die Bratsche*, *die Jagd*, und ebenfalls vor r: *der erste*, *die Art*, *Mundart*, *Bart*, *zart*, *das Harz*, *das Pferd*, *das Schwert*, *der Wert* u. a. Grösser ist die Zahl der Ausnahmen in norddeutschem Munde, wo nicht nur ganz nach unserer Weise gesprochen wird: *die Erde*, *der Garten*, *werden*, sondern auch *der Vōgt*, *die Māgd*, *der Krēbs*, *das Ōbst*, das macht mir *Spāss*, in Berlin auch die *Börse* und die *Städte* als Plural von Stadt. Diese zahlreichen Längen, die die Betonung wirksam unterstützen, die gemessen schreitende, der Bedeutung entsprechende Bewegung, die sie in die Rede bringen, tragen wesentlich dazu bei, dem Hochdeutschen einen von der alemannischen Sprechweise verschiedenen Charakter zu geben.

Auch einige Fälle abweichender Betonung will ich erwähnen, zumeist solche, wo wir das Betonungsprinzip der deutschen Sprache, die Stammsilbe, d. h. gewöhnlich die erste Silbe des Wortes hervorzuheben, auch am unrechten Ort auf die erste Silbe beziehen. Im Deutschen betont man, um mich auf einige häufig gehörte Beispiele zu beschränken, *dersélbe*, *sogléich*, *sofórt*, *desgléichen*, *zugléich*, *überáll*, *die Zigárre*, *Kakáo*, *Schokoláde*, aber wie bei uns der *Káffee* und ebenso auf der ersten Silbe der *Tábak*, ferner *der Pástor*, *der Senátor*, *der Kónsul*; auch *lútherisch*, wie das Volk nach dem Namen Lúther richtig betont; luthérisch ist undeutsch, nach dem latinisirten Namen Luthérus.

Nun sind zwar auch fehlerhafte und störende Gewohnheiten zu erwähnen, womit die Sprache in Mitteldeutschland behaftet ist. Ich sehe ab von untergeordneten landschaftlichen Eigentümlichkeiten wie dem spezifisch sächsischen singenden Tonfall, den Sie bei Musikern, unter denen viele Sachsen sind, häufig hören können, ebenso von ihrem, auch teilweise im Süden herrschenden dumpfen, gegen o hin gefärbten a und zu breit offenen au (zu Hàuse), wo die Aussprache des Nordens mustergültig ist, a tadellos offen, au als die Folge von a-u. Eine Erscheinung von weitester Verbreitung in Mittel- und Süddeutschland ist die schlechte Aussprache der gerundeten Vokale *ö ü eu*, die man

aus einer Vorliebe für eine bequemliegende Breitöffnung des Mundes als *e i ei* spricht. *Na heren se,* spricht ein *gemidlicher* Sachse, *heide is aber schenes Wĕder,* wie ein Geigenmacher aus Österreich *neie Begen* und *remische Saiten fir Kinstler* empfiehlt. Für das Ohr des Mittel- und Süddeutschen gibt es zwischen e und ö kaum einen Unterschied. Ganz natürlich, dass der wenig auf der Feder geübte schwäbische Schneider auch so schreibt und in seiner Rechnung *neie Gnepf* aufführt.

Eine charakteristische Eigenschaft des Ostmitteldeutschen ist das Fehlen harter Konsonanten, die z. B. in Leipzig alle weich ausgesprochen werden. In der Schrift unterscheiden sie mit krampfhaftem Bemühen das weiche d und das *harde d*, sprechen aber beide für unser Ohr gleich, des t wie wir d sprechen: *gud,* das *Theader,* sogar in der Verdoppelung: *Ŏdo, Mŭder*, und ebenso ich *dange, gaufen, die Gatze, das Wäser, die Strase, bĕser.* Das fiel mir besonders in einem Konzert im Neuen Gewandhaus, wie die Leipziger ihr Konzerthaus nennen, auf, wo in einer Faustsymphonie von Liszt der Schlusschor der Männer im allgemeinen bemerkenswert gut und glatt aussprach, die l sehr flüssig: A*ll*es Vergäng*l*iche ist nur ein G*l*eichnis, ei entschieden offen, *ch* als den gewohnten deutlichen Reibelaut; aber sehr störend: „Das Unbeschreibliche, hier ist es ge*d*an." Sogar bis ins Kolleg dringt diese Aussprache, in der bereits Übergänge zu niederdeutscher Lautstufe vorliegen.

In Berlin ist die Sprache bemerkenswert korrekt und abgeglättet. Ich spreche nicht nur von den gebildeten Durchschnittsmenschen; denn allerdings sind ja überall Abstufungen bemerkbar von den breiten Schichten des Volkes bis zu den eigentlichen Gebildeten, die durch Studium oder Beruf in die Lage kommen, sich mit der Sprache näher zu beschäftigen; aber auch der Dienstmann auf der Strasse gibt in Berlin Bescheid in gutem Hochdeutsch. Sein gewohntes niederdeutsches *nē* oder *kōfen, wēss ōch nicht* fällt nicht stark ins Gewicht. Die Laute ei und au haben auch in andern, auch in oberdeutschen Gegenden allerlei Veränderungen bis zum Aufgehen in einem Laute erfahren. Berlin ist eine durchaus hochdeutsch sprechende Stadt. Trotz ihrer weit vorgeschobenen Lage in das niederdeutsche Sprachgebiet hinein hört man nur wenige plattdeutsche Anklänge, etwa ein *dat, wat* oder *ik, an den Kopp, einen Skat kloppen.* Wir stehen ja der allgemeineren Erscheinung gegenüber, dass überhaupt in den Städten des niederdeutschen Sprachgebietes das reinste Hochdeutsch gesprochen wird. Ob nun dieser oder jener Stadt, z. B. Hannover oder heute Celle darin noch besonders der Vorzug gegeben werde, kommt für uns wenig in Betracht. Berlin kann ebenso gut Anspruch darauf erheben wie Hannover, das mit der ganzen Gegend

nach Hamburg hinauf sich erst abgewöhnen muss, *S-trümpfe zu s-tricken* oder *an die s-pitzen S-teine zu s-tossen*. Jedenfalls wird der Reichshauptstadt, in der die verschiedensten Mundarten sich verschmelzen und abschleifen, auch durch ihr geistiges Übergewicht immer mehr die Bedeutung zufallen, in der Weiterentwicklung der Sprache eine führende Rolle zu übernehmen.

Lautlich fällt in Berlin und im Norden überhaupt das schwach artikulirte r besonders auf, das beinahe ganz in seinem vokalischen Elemente aufgeht. Schon die Art, wie der Berliner sein Berlin ausspricht: kurz *Belin* oder länger *Bealin*, oder *wia* (wir), eine *Schnua*, ist für ihn charakteristisch. Dieses schwerfällige r ist in den Städten heute vielfach verdrängt durch das aus Frankreich eingedrungene, bequemer artikulirbare Rachen-r, während der Süden an dem richtigen alten Zitter-r festhält. Durchaus rein ist dafür im Norden die Aussprache des l, das in allen Lautverbindungen leicht und flüssig gleitet, während wir es von der Mundstellung des vorangehenden Vokals beeinflussen lassen und daher verschieden sprechen, rein flüssig in still, Welt, aber eigentümlich voll in *alt, Holz, Schuld*, so wenigstens hier in Zürich; im nördlichen Kantonsteil, etwa vom Irchel an, tritt das reine l auf. — Die vielerwähnte Berliner Eigentümlichkeit, g wie j zu sprechen, ist bei der sonst herrschenden Erweichung des g nicht so sehr auffällig. Am häufigsten hörte ich sie in der Vorsilbe ge-, wenn der Wortstamm wieder mit einem g-Laut beginnt: jegangen, jeklingelt, wo sie sich gefällig in den Dienst des Wohllautes fügt. Dagegen erschien es schon mehr als eine Zungenverrenkung, wenn Strassenjungen am Kaiserfest ihre Kornblumen ausriefen: drei für einen *Jroschen*.

Bei grammatischen Fragen will ich mich nicht lange aufhalten, nur im Vorbeigehen einige Punkte streifen. Vielleicht kann ich zunächst daran erinnern, dass in der Bildung des Plurals der Umlaut im Norden nicht in demselben Umfange auftritt wie im süddeutschen Sprachgebrauch, eine Erscheinung, die sich auch in der Steigerung und in der Wortableitung wieder zeigt, wo wir z. B. die Formen *wöhler, megerer* und *tüechi, chüpferi* bilden. So sagen wir mit Umlaut *die Krägen* u. s. w. und neigen in schwankenden Fällen zu der umgelauteten Form: *Generäle, Herzöge, Kästen, Bögen*, während im Norden die umlautfreie Form die übliche ist und gegenwärtig als die edlere gilt. — Dann ist dem Norden besonders geläufig die Mehrzahlbildung auf -s, *die Jungens, die Mädels, die Kerls, die Schlingels*, die im Niederdeutschen wurzelt, obschon sie natürlich auch französischen Lehnwörtern, wie *die Leutnants, die Portemonnaies* anhaftet und im übrigen bei Fremdwörtern

auftritt, die der deutschen Mehrzahlbildung widerstreben, wie *die Albums, die Pianos, die Cellos* neben *die Celli.* — Abweichende Pluralformen in der Sprache des Nordens wie *die Lehrergehälter* neben dem süddeutschen *die Gehalte*, oder *die Scheite* neben *Scheiter* sind bekannt.

Zu erwähnen ist ferner ein Unterschied zwischen süd- und norddeutschem Sprachgebrauch in der Behandlung des Adjektivs. Zunächst sind alte Genitivformen wie *gutes Muts, reines Herzens, gerades Wegs* fast ganz ausser Gebrauch gekommen; dafür bevorzugt die neuere Sprache, namentlich im Norden in ausgesprochener Weise, die Endung -n: *guten Mutes, reichen Geistes,* in Berlin liest man sogar *am 15. jeden Monats.* Das geschieht noch in einem andern Falle, wenn nämlich zwei Eigenschaftswörter dem Hauptworte vorangehen. Wo wir beide stark biegen, z. B. im Dativ: *mit langem blondem Haar*, hat der norddeutsche Gebrauch eine weitgehende Neigung, im zweiten Eigenschaftswort die schwache Biegung eintreten zu lassen, indem aus Gründen des Wohllautes, um die Wiederholung des vollmundigen Dativ -m oder der schnarrenden r-Endung des Genitivs der Mehrzahl zu vermeiden, die leichtere Endung -n vorgezogen wird, also *mit langem blonden* Haar. Dies geschieht namentlich da, und da aus dem Gefühl eines inneren Grundes, wo das Eigenschaftswort in schwacher Betonung enger zum Substantivbegriff gehört, während gleichwertig nebengeordnete Eigenschaftswörter, meist auch durch die Interpunktion auf gleicher Höhe der Betonung gehalten, beide stark flektirt werden, z. B. *nach kurzem, vernehmlichem Pochen.* Je nach der Auffassung lässt sich manche Verbindung stark oder schwach biegen; die Sprache gewinnt damit eine feine Unterscheidung, die unsere Beachtung verdient. Wenn freilich von Norddeutschen ganz unterschiedslos schwach flektirt wird, z. B. von einem Musikalienhaus in Hannover: *von kräftigem, angenehmen Ton* u. dergl., so ist dies eine rein äusserliche Wohllautsrücksicht, in der sich dieser Gebrauch gefällt, wenn nicht auch da bereits eine verwischte Unterscheidung der Kasusverhältnisse mit hineinspielt, die in der Sprache des Volkes in sehr weitem Umfange auftritt. In Berlin ist am häufigsten die bekannte Verwechslung von mir und mich. Ein Berliner ging neulich hier eine Wette ein, dass das richtig sei: Ich schneide *mich* ein Stück Brot ab. Auch anderswo, so in Österreich, sind die Kasusunterschiede vielfach verwischt; für die Dativformen des Artikels dem und einem wird im Volke gern *den* und *einen* gesagt, dagegen ist die Akkusativform Sie in weiter Verbreitung, auch am Rhein, durch *Ihne* verdrängt. Der Österreicher sagt: *Das wär etwas für Ihne*, und auch in der Ostschweiz hört man „*Grüëss ene!*“

Grosse Einbusse hat namentlich überall in der Volkssprache der Genitiv erlitten, den man schon als gekünstelt empfindet. In sehr vielen Fällen nimmt seine Stelle der Dativ ein. Bei *wegen* (wegen dem Regen, wegen dir, wegen was?), bei *während* und andern Vorwörtern, die im Hochdeutschen den Genitiv regieren, ist er in weiter Verbreitung eigentlich herrschender Gebrauch; ebenso ist die Umschreibung des Genitivs mit *von* oder mit dem Besitzpronomen (dem *sein* Hut) eine überall auftretende Erscheinung, die auch im Plattdeutschen so gut wie in unserer Mundart das Gewöhnliche ist. Auch bei Zeitwörtern ist der Gebrauch des Genitivs in der Volkssprache fast ganz erloschen. Man sagt: Ich kann *mir den Schlaf* kaum erwehren. Sie konnte sich das Lachen nicht enthalten. Ich kann mich noch daran (darauf) entsinnen. Ich erinnere mich nicht daran (darauf). Ich hatte ganz *daran* vergessen; der Wiener sagt: ich habe *darauf* vergessen. Ebenso wird gesagt: Das ist er fähig u. s. w. (K. Albrecht, Leipziger Mundart.)

Eigentümlich berührt die im norddeutschen Sprachgebrauch Mode gewordene Verkürzung der Passivform auf worden, das ohne Unterscheidung wegfällt, z. B. das Rathaus, das 1576 *vollendet ist.*

Ein feineres Sprachgefühl bekundet der Norden in der Behandlung des Konjunktivs in abhängigen Sätzen, dessen deutliche Ausprägung unbedingt gefordert wird. Diese wird erreicht, indem die Sprache für Konjunktivformen des Präsens, die mit denen des Indikativs gleichlauten, konsequent nach den deutlicher als Konjunktiv gekennzeichneten Formen des Imperfekts greift, um keine Unklarheit bestehen zu lassen, ob der Inhalt des Satzes als berichtete Tatsache oder als blosse Meinungsäusserung aufzufassen sei. So hört man immer in der lebendigen Sprache, gleichviel ob der Hauptsatz in der Gegenwart oder in der Vergangenheit stehe, Sätze wie: Glaubst du, wir *hätten* es nicht gehört? anstatt wir haben. Sie sagen, sie *wüssten* es nicht. Ich hatte ihm gesagt, ich *begriffe* sehr wohl u. s. w. Dieser genauer nüancirenden Ausdrucksweise liegt eben daran, den Konjunktiv in Sätzen, denen er wesentlich gebührt, auch in der Form deutlich zu kennzeichnen.

Auch Fälle abweichender Fügung wären zu nennen, z. B. der Gebrauch des Dativs in Sätzen wie: Es kommt *mir* auf 100 Mark zu stehen, es kommt *mir* schwer an, ich versichere *dir,* dass . . ., der Rauch beisst *mir* in die Augen, ich habe *mir* in den Finger geschnitten, u. s. w. oder das unpersönliche *mich friert* neben unserem *ich friere* u. ä. Anderes Hülfsverb nehmen die Verba sitzen, liegen, stehen, die jetzt mit haben abgewandelt werden, während es in Süddeutschland noch in alter Weise heisst: er *ist* gelegen, gesessen, gestanden. Süd-

deutscher und norddeutscher Sprachgebrauch trafen mir einmal eindrücklich zusammen, als ich nach einem Konzerte zu der Garderobefrau beim Empfang meines bestaubten Mantels bemerkte: *Ist* er denn am Boden gelegen? und die Antwort erhielt: Nein, am Boden gelegen *hat* er sicher nicht.

Auch weitergehender Gebrauch mancher Verben ist zu verzeichnen, z. B. jemand an den Bahnhof *fahren*, Sand oder Steine *fahren*, ich werde das Buch aus einer Bibliothek *leihen*, oder das reflexive *sich grauen, sich bangen,* auch bei Sudermann nach der im Norden üblichen Redeweise: Ich hab mich sehr nach dir gebangt.

Augenfälliger sozusagen, wenn es sich nicht wesentlich immer um Gesprochenes und Gehörtes handelte, und auch von tieferem Belang als diese grammatischen Formenspielarten ist aber noch die Vielgestaltigkeit des Wortbestandes, ein Gebiet der Sprachforschung, das verhältnismässig wenig betreten, doch als der eigentliche Inhalt der Sprache das interessanteste, aufschlussreichste ist und durch die mannigfaltigsten Fäden mit weiteren Hintergründen der Psychologie und der Kultur verknüpft ist. Es kann sich hier in dem Rahmen meines Themas wieder nur darum handeln, der provinziellen Seite desselben nachzugehen, also zunächst auf den hauptsächlich vorliegenden Unterschied im Sprachbestande zwischen Norden und Süden einzutreten. Abweichungen in der Wahl des Wortes fallen ja am allermeisten auf, weil sich für das naive Sprachgefühl oder die eingewurzelte Gewohnheit, auf der jenes beruht, das Wort mit der Vorstellung der Sache auf das engste verbindet. „Komisch, das *Mostrich* zu nennen", meinte in Berlin bei Tische ein biederer Schwabe, „es ist doch *Senf!*" Wie viel es da im weiteren Erfassen der eigenen Sprache hinzu- und umzulernen gibt, weiss niemand besser als wir, die wir mit unserem stark gesonderten mundartlichen Idiom vom äussersten Süden an die deutsche Schriftsprache herankommen. Man steht vor demselben neuen Schritte wie beim Erlernen einer fremden Sprache, wo auch die Hauptleistung die ist, mit der Vorstellung des Inhalts der Worte neue Lautbilder, neue Sprachvorstellungen zu verbinden. Wer nach dem Norden kommt, dem fällt z. B. das stets gehörte *Sonnabend* für *Samstag* auf, das selbst in der Verbindung *Sonnabend Abend* ausschliesslich gebraucht wird. Wer Samstag sagt, verrät gleich seine Herkunft aus Süddeutschland oder vom Rhein. In Berlin *läutet* der Besucher nicht, er *klingelt;* dort hört man nie, was das *Gescheiteste,* sondern was das *Klügste* wäre. Der Süddeutsche fragt *warum?* der Norddeutsche *weshalb?* Für *dann und wann* gebraucht er *ab und zu*, gewöhnlich für *schicken* das gewähltere *senden.*

Man *zündet* dem Gaste nicht, man *leuchtet* ihm. Ein Parkettboden, den wir *blochen*, wird dort *gebohnt (gebohnert)*, sofern es welche gibt. Für das im Süden übliche *Gewand* sagt man im Norden *das Kleid*. Dort heisst es: die Wäsche *auswringen* für ausringen, auswinden, für bügeln *plätten*, *das Plätteisen*. Der Norddeutsche findet etwas *wie aus dem Ei gepellt* (geschält), wo der Süddeutsche sagt: *wie aus dem Schächtelchen*. Anstatt *schneuzen* sagt man zu einem Kinde: *Na, schnaub einmal!* Für *es schüttet*, vom strömenden Regen, sagt man *es giesst;* der Rinnstein ist *die Gosse*. Der Regen *klatscht* nieder, wo wir von einem Platzregen sprechen. Bei uns regnet es etwa „*Bindfaden*", für den Berliner „*Sackstrippen*". Der Gärtner führt dort die *Harke*, bei uns den Rechen über die Gartenwege. Dort sieht man Radler *vorbeiflitzen*, Kinder im Sande *herumpaddeln*, einen Jungen an einem *knusperigen* Kuchen *knabbern*, *Sprengwagen* den Strassendamm *besprengen* u. s. w. Um 11 Uhr nimmt man gern etwa einen *Happen* (Bissen); denn bis 2 Uhr, der Stunde des Mittagessens in Berlin, währt es lange. Viele Speisen und Gerichte führen andere Benennungen. Salzfleisch heisst *Pökelfleisch*, Schwämme sind im Norden *Pilze*, Spiegeleier nennt man *Setzeier*, Kutteln *Kaldaunen*, für das süddeutsche *Rahm*, schweizerisch *Nidel*, sagt man *Sahne*, *gschwungne Nidel* ist *Schlagsahne*. Auf den Speisekarten sieht man als Nachtisch die auffallende Bezeichnung „Speise"; gemeint ist eine süsse Speise, was man bei uns eine süsse Platte nennt. Dann sind auch für viele Handwerker andere Benennungen gebräuchlich, für Metzger Fleischer oder Schlächter, für Wagner Stellmacher, für Küfer Böttcher, für Spengler Klempner, für Hafner Töpfer, Topf für Hafen. Dem Süddeutschen erschien der Schrein, dem Norddeutschen der Tisch das wichtigste Erzeugnis des darnach benannten Handwerkers. Für Putzerin sagt man Scheuerfrau, scheuern für fegen, allgemein die Stube *kehren* für unser *wischen*. Der Kehrichtkübel ist der *Müllkasten*, der Kehricht das Müll, ein Zweig der städtischen Verwaltung die Müllabfuhr oder -Verbrennung. Auf dem platten Lande, wie es dort heisst, treten für Tanne und Föhre *Fichte* und *Kiefer* auf, und der Name des Fichtelgebirges belegt die dort schon herrschende nördliche Benennung. Heine, der Rheinländer, singt: Ein Fichtenbaum steht einsam; der Schwabe Justinus Kerner in dem bekannten Liede: Die Tanne war wie lebend; auch bei Uhland legen sich die Jäger unter den Tannenbaum. Im Norden liefert der Flachs die *Hede*, bei uns das *Werch*. — Wissen Sie, was die *Kladde* ist? So heisst im Norden der Entwurf eines Aufsatzes, was unsere Schüler *den Sudel* nennen. Während wir bei Vermietungen schreiben *auf 1. Oktober* oder mit dem Fremdwort *per* 1. Oktober, liest man in

Berlin zum 1. Oktober. Mit andern Ausdrücken wird die Uhr bezeichnet. Ein Viertel vor sieben heisst im Norden *drei Viertel sieben*, ein Viertel über sieben ist *ein Viertel auf acht* oder *ein Viertel nach sieben*.

Manches gemeindeutsche, auch bei uns gebrauchte Wort tritt im Norden doch in anderer Häufigkeit auf als bei uns; ich nenne als Beispiel nur das in der Satzfügung oft gehörte *ausserdem* für zudem, überdies, übrigens oder etwa das Adverb *neulich* für letzthin, kürzlich, jüngst, und als Gegenstück das bei uns übliche *verdanken* und die *Verdankung*, die Norddeutschen in unsern Zeitungen so sehr auffällt, oder unser *heuer*, das besonders der österreichische Schriftgebrauch festhält, während es im Norden durch *dies Jahr* verdrängt ist. Solche Unterschiede ergeben sich um so häufiger, als man überall im gewöhnlichen Gebrauche die Fülle der Synonymen auf irgend eine engste Auswahl zu beschränken pflegt.

Manche Wörter treten in anderer Bildung auf. Für *scheinbar* oder *wie es scheint* ist *anscheinend* bevorzugt, für ähnlich sein *ähneln;* bei uns ist jemand sehr vermöglich, dort sehr *vermögend*. An Bänken in Anlagen steht auf dem zur Warnung aufgesteckten Zettel *„frisch gestrichen“*, bei uns frisch angestrichen. Für unser *schupfen* ist *schuppsen* gebräuchlich; *nicht zu verwundern* heisst *nicht verwunderlich*; neben *Verein* tritt die *Vereinigung*. Seltsam kommt es uns vor, zu hören, es wolle sich einer anstatt wägen *wiegen* lassen. Das süddeutsche hiemit, hiedurch werden norddeutsche Setzer beharrlich in *hiermit, hierdurch* verbessern. Der Süddeutsche nimmt *ein Bier, einen Käs*; der Norddeutsche bestellt *ein Glas Bier, einmal Käse*.

Auf ein weiteres, wichtiges Gebiet, wohin das Wortmaterial sich erstreckt, auf die spezifisch deutsche Phraseologie mit ihrem Reichtum an besondern Verbalausdrücken und Wendungen kann ich mich gar nicht einlassen, obschon das mit zu dem gehört, was am meisten unsere Beachtung verdient. Ich denke da z. B. an Ausdrücke wie *man kann es Ihnen nicht verdenken, es lässt sich nicht verkennen, es ist ihm nicht gut bekommen, mit etwas nicht kargen*, der Wein ist *alle*, und andere in Menge, die dem Norddeutschen, von Jugend auf im täglichen Verkehr geübt, als ein nie versagendes, geschmeidiges Werkzeug der Darstellung zu Gebote stehen. Darin zeigt sich eben der grosse Vorteil, den der Norddeutsche mit einer einheitlichen, durch keine zwiespältige Gewohnheit gebrochenen Übung der Sprache vor uns voraus hat, in dem sicheren Besitze der gültigen Sprachmittel, der unbeirrten Wahl des Ausdrucks, dem gewandten und reichen Fluss der Rede. Das ist es vielleicht, was wir bei unserer mundartlichen Sprachgewohnheit am meisten zu üben

haben. Denn indem wir dem lebendigen Gebrauch der gesprochenen Sprache fernstehen, sind wir in einer eigentümlich benachteiligten Stellung. Wir sehen uns in unserer vornehmsten Schul- und Bildungsaufgabe, uns die deutsche Sprache anzueignen, wenn nicht wenigstens die Schule mit der schriftdeutschen Unterrichtssprache noch ein gewisses Mass der Übung vermittelt, einseitig auf die schriftliche Quelle, auf die Bücher, die Lektüre angewiesen. Diese müssen wir daher in besonders sorgfältiger Weise, mit aufmerksamem Beachten der Form, so reichlich als möglich ausschöpfen. Auch in der Schule wird sich in erster Reihe die Behandlung der Lesestücke in dieser Richtung fruchtbar machen lassen, wenn auch eine reichere Palette des Ausdrucks sich immer erst als ein Ergebnis gereifter Bildungsarbeit einstellt und namentlich an der vergleichenden Wortbetrachtung beim Studium fremder Sprachen sich bildet.

Besondere Beachtung verdient es, dass nicht so viele Fremdwörter, namentlich französische, gebraucht werden wie bei uns. Das Französische nimmt überhaupt im Norden eine viel schwächere Stellung ein und nicht diese übertriebene Wertung wie bei uns, während die näherliegende Kenntnis des Englischen mehr hervortritt und sich auch allgemein in der Vertrautheit mit englischen Worten in der üblichen Aussprache, wie *Toast* (Tōst) *Jury* u. a. kundgibt. Was nun die Fremdwörterfrage im allgemeinen angeht, so möchte ich zwar mit den puristischen Bestrebungen der Sprachvereine, die darauf aus sind, alles Fremde auszumerzen, durchaus nicht durch Dick und Dünn gehen. Ganz abgesehen von alten, völlig eingedeutschten Entlehnungen wie *Mauer*, *Pferd*, *fein*, womit der Sprache von jeher wertvolle Bereicherung zugeflossen ist, vertritt auch manches Fremdwort eine so spezielle Begriffsnüance, dass es neben dem vieldeutigen deutschen Wort, mit dem es sich niemals völlig deckt, schlechterdings unentbehrlich ist. Auch als Träger allgemeiner Kulturbegriffe, besonders technischer Art, die Gemeingut der zivilisirten Menschheit sind, erscheint das internationale Fremdwort, das den Vorzug allgemeiner Verständlichkeit hat, ganz geeignet. Doch ist auch manches ohne Schaden und teilweise sogar recht glücklich durch das deutsche Wort ersetzt, namentlich im Verkehrswesen. Völlig eingelebt hat sich in wenigen Jahren die gute Bezeichnung *Sonderzug* für Extrazug, die *Fahrkarte* für das Billet, der *Bahnsteig* für Perron, auch die *Schranke* für die Barrière; nur der *Abteil* im Eisenbahnwagen hat das Coupé, nun auch *Kupee* geschrieben, nicht völlig zu verdrängen vermocht. Die Höflichkeit sieht auch keine Veranlassung mehr, in deutscher Rede ganz unversehens das französische Flitterwerk von „pardon", „excusez" und „merci", das bei uns noch für fein gilt, anzubringen.

Niemand fällt es in deutschen Städten ein, auf dem *Trottoir* zu gehen; man geht in gewohnter, etwas spiessbürgerlich geprägter Weise auf dem *Bürgersteig*. Für das *Quai*, eigentlich ein deutsches Wort und aus dem Französischen wieder aufgenommen, in Frankfurt *der Kai*, sagt man in Berlin *das Ufer*, für Dépôt allgemein *Niederlage*, wofür man bei uns noch die Bezeichnung *Ablage* kennt. Allgemein angenommen ist der *Fernsprecher* für das Telephon. Bei einer Wanderung durch die Strassen der Städte wird man es auch bemerken, auf Schildern und Firmentafeln den *Schneidermeister*, den *Schuhmacher* wieder zu Ehren gebracht zu sehen für den Tailleur und den Cordonnier; auch der Charcutier nennt sich gut deutsch *Wurster*. Das Modegeschäft empfiehlt für Nouveautés seine letzten *Neuheiten*. Die Damen pflegen nicht wie bei uns in die Konditorei zu gehen, um eine Glace zu essen; sie essen *Gefrornes; Himbeereis, Erdbeereis;* sie naschen keine Konfitüren, sondern *Eingemachtes*. Sogar die Speisekarte findet man jetzt nicht selten deutsch abgefasst; die *Speisenfolge*, sonst „das Menu", führt nicht mehr „Poulet" auf, sondern dem Sprachgebrauch entsprechend *Huhn;* Bouillon heisst wieder *Fleischbrühe*, und anstatt Sauce wird auch *Tunke* nicht verschmäht. In Zeitungen wird für einen Associé oder Socius jetzt häufiger ein *Teilhaber* gesucht. Auch der Ausdruck prima verschwindet; man anerbietet *erste* Referenzen, *eine erste Kraft*. In richterlichen Erwägungen findet man eine Tatsache nicht mehr irrelevant, sondern *belanglos*, *unerheblich*. In der Schule wird nicht die Absenzenliste, sondern die *Versäumnisliste* geführt. So vollzieht sich heute eine merkliche Zurückdrängung der fremden Einflüsse; auch im neueren Schrifttum spürt man das Wehen eines befreienden Hauches. Besonders Berlin entwickelt in dieser Richtung lebendige Sprachkraft; im Mittelpunkte des nationalen Lebens ist das deutsche Bewusstsein stark genug, um neue deutsche Bezeichnungen zu schaffen, die dank der breiten Resonanz der Reichshauptstadt leicht in Aufnahme kommen. Sogar einem so breit aufgepflanzten Fremdwort wie *Informationsbureau* geht man zu Leibe und erschrickt nicht, dafür die Neubildung *Auskunftei* aufzubringen. Neben Restaurant wird auch das deutsche *Imbisshallen* herangezogen. Ein preussischer Seminardirektor hat sich jüngst in einer Fremdenliste als *Seminarleiter* eingeschrieben. Das ist so richtig und so einfach, dass es nur vorgeschlagen zu werden braucht, um Nachahmung zu finden. — Anderseits sind im Norden manche Fremdwörter bestehen geblieben, die wir nicht brauchen. In Leipzig liest man auf dem gelben Plakat, das die Zimmervermieter aushängen, überall „*Garçonlogis*", in Berlin sagt man ein *Chambregarní* und spricht von *Chambregarnisten* und von der *Chambregarnímutter*. In Inseraten

erscheint die *Mamséll*, die *Ladenmamsell*, eine *Kochmamsell*, wie man sieht, in der sozialen Wertung einige Stufen gesunken, und noch schlimmer ist der *Musjeh* heruntergekommen. Die Versteigerung ist bekanntlich die *Auktion* — der Berliner Gassenhauer vom Grunewald hat es wohl endlich in die entlegensten Hütten getragen, und allgemein gebräuchlich ist die *Chaussée* für Landstrasse. Auch hier also ein Niederschlag aus der Zeit des französischen Geschmacks im vorigen Jahrhundert unter Friedrich dem Grossen, dessen Profil mit Voltaires Schatten noch heute das Schloss *Sanssouci* in Potsdam vor das Auge ruft, wie anderswo die *Solitude* oder das *Palais* irgend eines Landesfürsten aus jener Zeit herüberreicht.

Nun wäre es sehr lehrreich, der provinziellen Verbreitung der Wörter etwas nachzugehen. Es sind darin fortdauernde Schiebungen zu erkennen, lebenskräftiges Vordringen der einen, Zurückweichen und Absterben der andern. Einerseits gibt es Wörter, die, einst der ganzen Sprachgemeinschaft geläufig, auf einzelne Gegenden zurückgegangen sind oder sich völlig auf den Altenteil einer Mundart zurückgezogen haben. So ist das Wort *Anke*, die alte deutsche Bezeichnung für das lat. Lehnwort Butter, jetzt nur noch südwestdeutsch. Die *Geissel*, mhd. geisel, noch bei Luther gebraucht, ist durch das aus dem Slavischen entlehnte Peitsche zurückgedrängt. Auch *losen* und *lugen* sind speziell oberdeutsche Ausdrücke geworden, lugen wenigstens in seiner allgemeinen Geltung für schauen; denn nur in besonderer Zuspitzung auf scharfes, spähendes Ausschauen wird es auch von nördlichen Schriftstellern verwendet, und nur *auf dem Auslug* ist wirklich im Norden üblich. Dagegen ist beispielsweise das alte Wort *lützel* für klein, wenig heute nur noch im niederdeutschen Norden eigentlich lebendig als plattdeutsch *lüttje*, engl. little; bei uns ist es bis auf verschwindendes Vorkommen in Gebirgsgegenden — der Appenzeller hat noch beim Spiel *„lützel gmacht“* — ausgestorben, und nur einige Namen wie Lützelau, die kleine Insel neben der grösseren Ufenau, erinnern bei uns daran, dass dieses Wort einmal in allgemeinem Gebrauche stand. So ist auch dem Süddeutschen das Bismarckwort „Ein braves Pferd stirbt in seinen *Sielen*“ nicht mehr verständlich, obschon die Siele (= Zugriemen) in mhd. und ahd. Zeit auch dem Süden angehört hat.

Zu diesen vorerst rein geographisch genommenen Schiebungen der Worte kommen als weitere Ursache provinzieller Unterschiede Verschiebungen ihrer Bedeutung, die landschaftlich in mannigfacher Weise auseinandergehen. Daher kommt es, dass in so vielen Fällen unsere Mundart vom äussersten Süden und die wesentlich mitteldeutsche

Schriftsprache im Wortinhalt sich nicht decken. Oft sind die gleichen Ausdrücke in einzelnen Sprachprovinzen in älterer Bedeutung im Gebrauche geblieben, während sich in andern Gegenden ihre Auffassung verschoben hat. In vielen Fällen hat sich die Bedeutung der Wörter in der Richtung einer Spezialisirung, der Einschränkung auf eine Einzelbedeutung zugespitzt. Das ist z. B. der Fall bei dem Verb *reiten*, das unsere Mundart noch in dem alten, allgemeineren Sinne von sich fortbewegen braucht; unsere Landleute können noch auf einem Wagen *reiten*. In andern Fällen liegt in unserer Mundart eine eigenartige Spezialisirung vor, so in der Einschränkung von *Frucht* auf die Brotfrucht, das Getreide, oder in dem speziellen Gebrauche von *Korn*, was sonst Getreide überhaupt bezeichnet, für eine einzelne Getreideart, den Dinkel (Spelz), in andern Gegenden für den Roggen, ebenso in der Beschränkung von Imbiss auf das Mittagessen oder in der zürcherischen speziellen Verwendung von *Kind* für Mädchen. Auf eine bestimmte Einzelbedeutung hat unser Sprachgebrauch auch den Ausdruck *bei j. vorbeikommen* gebracht im Sinne von vorsprechen und ebenso *vermögen, er vermag's*, in dem prägnanten Sinne, auf den auch die Schriftsprache *das Vermögen* gesetzt hat. — Auch die umgekehrte Verschiebung kommt vor, dass ein Wort in provinziellem Gebrauch eine Erweiterung erfährt. Im Norden spricht man missbräuchlich von einem *schönen* Bier und sagt, es schmeckt sehr *schön*, oder die *ganzen* Kinder für alle Kinder, und ganz gewöhnlich gebraucht man in der Steigerung das gleichstellende *wie*, grösser *wie* anstatt grösser als. Wiederum macht das Süddeutsche einen noch weiteren Gebrauch als sonst üblich von dem Worte *Tochter*, um ein Mädchen von gutem Hause zu bezeichnen. Höhere Töchter zwar und Töchterschulen für Mädchenschulen sind unhinderlich allgemein verbreitet; vollends aber eine *Ladentochter* oder *Saaltochter*, einen *Töchterchor* gibt es nur bei uns. — Im ganzen jedoch macht sich in der Ökonomie der Sprache überall das Bestreben geltend, Vieldeutigkeit einzuschränken und da, wo ihr für gleichartige Dinge verschiedene Ausdrücke zur Verfügung stehen, zu dem Zwecke grösster Deutlichkeit jedes Wort im gewöhnlichen Gebrauch in einer bestimmten Einzelbedeutung zu führen; nur trifft sie in verschiedenen Gegenden in der Konkurrenz der Synonymen eine andere Verteilung. Ich nehme als Beispiel eine Wortgruppe aus unserer Mundart mit ihrer schriftdeutschen Entsprechung. Die Geltung des alten Mundartwortes *Hälsig* hat in der Schriftsprache *Strick* übernommen. Dieses kommt in der Mundart gewöhnlich nur in der besondern Bedeutung von Spannstrick zum Anspannen der Zugtiere vor, was schriftdeutsch *Strang*, die Stränge

heisst. Das Wort Strang selbst wieder kennt auch die Mundart, aber nur in der Bedeutung von Garngebinde, wofür die Schriftsprache *Strähne* sagt. Oder vergleichen Sie den Gebrauch der Verben *gehen, schreiten, marschieren, laufen, eilen, springen, hüpfen* mit der entsprechenden mundartlichen Wortgruppe, in die noch *gumpen* oder *jucken* eintritt, während andere fehlen, so sehen Sie, wie die Wörter sich ganz anders in ihre Rollen teilen. Insbesondere hat *laufen* in der Mundart einen weiteren Spielraum bewahrt; bei uns lernt ein Kind laufen, auch der Rekrut muss „*ge lehre laufe*". Für unser *ziehen,* in Zürich *zügle,* Glarus *plündern,* die das Schriftdeutsche nicht in diesen speziellen Bedeutungen führt, sagt man mit ausdrücklicher Bestimmtheit umziehen, wegziehen, fortziehen, verzogen. Mitunter gehen die Sprachprovinzen in der Verwendung eines Wortes so auseinander, dass die Worte scheinbar nichts mehr gemeinsam haben. Ein Beispiel ist das Adv. *bereits* [eig. bereitgemacht, reitfertig], mit dem die Mundart nur die Vorstellung des nahezu Erreichten, das eben einzutreten bereit ist, die Schriftsprache nur die der eingetretenen oder fertig vorliegenden Handlung verbindet. Ebenso klaffen auseinander der Ausdruck der Mundart *etwas beschicken* d. h. kommen lassen und das schriftdeutsche eine Ausstellung beschicken, beides aber eigentlich = zu ihm schicken.

In manchen Fällen ist eine Spezialisirung des Wortinhalts in ganz besonderem Sinne eingetreten. Man hat von einem pessimistischen Zug in der Sprache gesprochen, der viele Wörter in eine auffallende Verschlechterung der Bedeutung hat verfallen lassen. Nun können ja in den einzelnen Fällen verschiedene Ursachen die Auffassung herabgesetzt haben; vielleicht spielt auch wirklich eine Neigung mit, minderwertigen Nebenvorstellungen Raum zu geben, so dass diese schliesslich als alleiniger Inhalt des Wortes bleiben. Tatsache ist es, dass manche Wörter in ihrer Bedeutung arg heruntergekommen sind. Was bei Gotthelf im Bernbiet noch ein Lob war, *gemein und niederträchtig* (d. h. leutselig), was auch in Goethes Epilog auf Schiller „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das *Gemeine*" noch in dem Sinne des Gewöhnlichen, Alltäglichen gesagt war, ist heute auf die geringwertigste moralische Nebenvorstellung eingeschränkt. Oder ein Beispiel aus der älteren Sprache: Im Nibelungenliede heisst es von Siegfried vor seiner Ermordung „der küene veige man". Natürlich kann in diesem Zusammenhange *feig* nicht seine jetzige, ethisch geringe Bedeutung haben; es bedeutete dem Tode verfallen. Auch diesen Prozess des Verfalls der Auffassung sehen wir in verschiedenen Gegenden in ungleichem Masse sich vollziehen. So hat das Wort *Frauenzimmer,* ur-

sprünglich das Zimmer der Frauen, dann auf diese selbst übertragen, das im Süddeutschen wie bei Goethe und Lessing noch in unbedenklichem Gebrauche steht, für den Norddeutschen eine verächtliche Nebenbedeutung angenommen und durch *Dame* seinen Ersatz gefunden, selbst in Fällen, wo es sich um nichts weniger als um eine Dame handelt. Dieses elegante Wort ist daher selbst schon so abgegriffen, dass man in ernster Rede bereits zu dem deutschen Worte *Frau* zurückkehrt. Auch unsere Mundart hat manches Wort auf eine Nebenbedeutung in üblem Sinne herabgesetzt, z. B. *taub* = geärgert, zornig. Auf schlechter Stufe steht auch ein Schalk, ursprünglich Knecht, das die Mundart auf die üble Seite des Knechtessinnes zugespitzt hat, während es sonst in der Sprache zu besserer Geltung aufgestiegen ist, so in *schalkhaft* lächeln, ähnlich wie *Schelm* in *schelmisch* und *Schelmerei* gemildert ist. Im einen wie im andern Falle aber, ob nun ein Wort sich mit minderwertigen Anschauungen oder mit freundlicheren Auffassungen füllt, ist das Wesentliche der Bedeutungsverschiebung, dass die ursprüngliche Grundlage des Wortes im Bewusstsein verblasst. Oft ist sie in völlig verdämmerten Hintergrund zurückgetreten. Wer denkt heute bei dem Worte *Kopf* noch daran, dass es in urgermanischer Zeit Trinkschale, dann besonders Hirnschale bedeutet hat? Am häufigsten ist ein Verblassen ursprünglich konkreten Wortinhalts, der namentlich in der durchgebildeten Schriftsprache vielfach vergeistigt und übertragen erscheint, während die Volkssprache manches Wort noch in der alten, sinnenfälligen Bedeutung führt oder diese doch vorwiegend im Gebrauche erhält. Wenn man z. B. von einem *Eindruck* spricht, so denkt man im gewöhnlichen schriftdeutschen Gebrauche kaum mehr an die eigentliche, materielle Bedeutung, die in der Mundart noch im Vordergrunde steht. So hat das Wort *bös* in dem Ausdrucke *en böse Rock, bösi Schue* noch die ursprüngliche, sinnliche, nicht ethische Bedeutung von *gering*. Gleicherweise zum inhaltschweren sittlichen Begriff gesteigert mit derselben sinkenden Auffassung, in dem äusserlich Geringen insbesondere den geringen Gesinnungswert und überhaupt das Verwerfliche zu sehen, ist auch das Wort *schlecht,* das wie *schlicht,* von dem es sich abgespalten hat, gerade, einfach bedeutete. So ist auch *das Elend,* das ursprünglich nur ein anderes Land bedeutet hat, woran noch in Bern die *Elendenherberge* erinnert, von dem Begriffe des Leidens und Jammers, der sich früher mit der Fremde verband, zum Ausdruck der Verworfenheit herabgesetzt. Wir sehen eine Umwertung aller Werte, wie der Philosoph im Gebiete der Ideen sie findet, in der Sprache in weitestem Umfange sich vollziehen. Das macht das Merkwürdige und eigentümlich Schwierige der Sprachentwicklung aus. Wir

gebrauchen fort und fort eine Überlieferung jahrtausendealter Worte. Das Wort bleibt; aber sein Sinn ändert sich. Neue Worte müssen seine alte Meinung aufnehmen. Dadurch werden die Worte in ungeahnter Weise aufschlussreich als Projektion der Ideen, Anschauungen, Auffassungen, die als lebende Bilderreihen sich darin schieben. Nur wenige gibt es, die nach der Natur der Sache durch die Jahrhunderte unveränderlich dasselbe bezeichnen.

Ich sprach einerseits von Wörtern, die von allgemeiner Gültigkeit auf provinzielle Geltung zurückgegangen sind. Umgekehrt gibt es auch Ausdrücke, die von einer einzelnen Gegend aus sich weiter verbreitet haben und schliesslich zum Gemeingut der Sprache geworden sind. So ist das Wort *staunen*, das urspr. wie noch unser *stune* starr blicken bedeutet, im 18. Jhd. von der Schweiz her in der Schriftsprache eingebürgert worden; auch *unentwegt*, *die Machenschaft*, eine deutsche Bildung für Machination, ist von der Schweiz aus, *anheimeln* und manches andere Wort, abgesehen von schweizerischen Begriffen wie Fluh, Föhn, Gletscher, Lawine, überhaupt vom Oberdeutschen in den allgemeinen Gebrauch eingeführt worden. Dagegen sind z. B. die Wörter barsch, blinken, Bord, Borke, dreist, düster, echt, Grummet, Jauche, kippen, Krume, das Linnen, pusten, quengeln, Riefe, riefen, schmauchen (engl. smoke), schwelen (schwz. motte), Stöpsel für Pfropfen, Stulpe, stülpen, Süd(en) [obd. Sundgau], Treppe für südd. Stiege, verblüffen; Bucht, Ebbe, leck, Klippe, Pegel und andere, deren geringere Geläufigkeit in unserem Munde ihre anderweitige Herkunft verrät, Beiträge des Niederdeutschen zu der Gemeinsprache, die sich dorther auch die meisten Seemannsausdrücke beigelegt hat. Ursprünglich nur mitteldeutsch, durch Luther allgemein geworden, ist z. B. *Hügel*, wofür das Oberdeutsche *Hübel* und *Büh(e)l* hat; auch *horchen* und viele andere mehr. Oft ist dasselbe Wort aus verschiedenen Mundarten in ungleicher Bedeutungsabstufung in die Schriftsprache aufgenommen worden, dieser so eine weitere Bereicherung an Nüancen des Ausdrucks eintragend. Neben das oberdeutsche *sanft* ist das niederdeutsche *sacht*, neben oberdeutsch *schnaufen, schnüffeln* und *schnupfen* das mitteldeutsche *schnauben* und niederdeutsch *schnuppern* in die Gemeinsprache eingetreten. Und fortwährend steigen aus den Mundarten, diesen lebendigen Quellen der Sprache, neue Ausdrücke in die allgemeine Zirkulation auf, der damit frische, unverbrauchte Kräfte zugeführt werden.

Eine Menge Wörter freilich sind über die Provinz ihres Ursprungs noch nicht hinausgedrungen. Die schweizerischen Ausdrücke einen Fonds *äufnen*, *flöchnen* für nordd. bergen oder flüchten in aktivem Sinn wie

bei Schiller: „Alles rennet, rettet, flüchtet“, einen *bemühenden* Eindruck, *allfällig,* etwas *wegkennen,* z. B. einen schadhaften Ofen, etwas *bereinigen,* die Neubildung „*nicht erhältlich*“, das schweizerische Kernwort *währschaft, urchig, räss* (salzig, scharf), *aber* od. *aper* (schneefrei), *Schnauz* für Schnurrbart und manches andere, das im schweizerischen Schriftdeutsch gebraucht wird, kennt man in Norddeutschland nicht. Dafür treten dort andere Provinzialismen auf. Der Berliner in seiner scharf verstandeskühlen, aller Sentimentalität fremden *Schnoddrigkeit* findet alles *ulkig* oder nennt es *Mumpitz,* ihm ist es *schnuppe,* für unser *ja woher,* warum nicht gar, ruft er *i wo!* um einige charakteristische Beispiele zu nennen. Auch das Register derber Kraftausdrücke wird mit Geläufigkeit gezogen. Ausdrücke wie „*das Aas*“, *Aaskröt,* die *Schweinhunde,* die gleich bereit sind, dem Gehege der Zähne zu entschlüpfen, sind bekannten schweizerischen Idiotismen vollkommen ebenbürtig.

Provinzialismen treten überall besonders im engeren lokalen Verkehr auf und sind da ganz an ihrem Platze. Denn der Ausdruck, der, jedermann geläufig, am unzweifelhaftesten verstanden wird, ist in jedem Falle auch der richtige. Daher ist eine Bezeichnung wie der *Gantrodel* in der schweizer. Amtssprache oder der eigenartig kurze, aber wohl verständliche Ausdruck „*unbekannt abwesend*“ durchaus berechtigt. Das wird anderwärts gerade so gehalten. An der Saale bei Halle steht an einem Fusswege „Dieser Leinpfad dient nur für den Treidelverkehr“. Da müssen wir andern auch schon ein Wörterbuch nachschlagen, um zu verstehen, was das heisst. Es gibt ein breites Gebiet des alltäglichen Lebens, wo der Provinzialismus sein Recht behauptet. Für Dinge namentlich, die vielgestaltig und in ihrer besondern Art einer Gegend eigentümlich sind, ist die landschaftliche Benennung ganz in ihrem Rechte. Dazu gehören allerlei Gebäcke und Brotformen wie unsere *Wähe, Hüpen* u. s. w., in Berlin die *Semmel, Strippen, Stullen, Knippel,* manche Korbformen wie bei uns die *Zeine,* die *Hutte,* im Norden die *Kiepe* (auch ein Rückenkorb), oder verschiedenartige Wagen wie im Norden die *Kremser,* in Wien die *Fiaker,* und Fahrzeuge wie unser *Weidling* und der *Gransen* oder auf norddeutschen Flüssen und Kanälen die *Zille.* Der lebendige Sprachgebrauch lässt sich da gar nicht in Uniform zwängen, sollen nicht anstatt des bezeichnenden Ausdrucks flache Allgemeinheiten oder umständliche Umschreibungen in der Sprache den Ton angeben.

Für manche Dinge scheint sich trotz allgemeiner Verbreitung keine der wechselnden landschaftlichen Benennungen zu allgemeiner Geltung aufgeschwungen zu haben. Ein Beispiel sind die bekannten Spielkugeln

der Kinder, bei uns *Chlüre* genannt. In Thüringen, wo sie fabrizirt werden, nennt man sie *Märbel* oder *Schusser;* daneben sind aber auch die Benennungen *Klickern* und *Schnellkügelchen* mehr oder weniger verbreitet; in Berlin nennen die Kinder sie *Murmeln.*

Die Sprache kann also ohne den Gebrauch von Provinzialismen gar nicht auskommen. Daher ist namentlich in den Zeitungen überall eine gewisse Neigung vorhanden, dem populären Ausdruck Raum zu geben, der am stärksten natürlich immer im Inseratenteil mit seinen lokalen Formeln auftritt und hier allerdings wunderliche Blüten treibt, z. B. in unserem Tagblatt das *Postkind,* den Ausdruck *wünschendenfalls,* im Norden, in Hamburg merkwürdige Unterscheidungen für den Begriff Dienstmädchen. Dort wird gesucht: ein *Alleinmädchen,* ein *Hausmädchen, Kindermädchen,* ein *Tagmädchen,* ein *Morgenmädchen,* ein *gewandtes Kleinmädchen,* ein *Haus- und Nähkleinmädchen* u. s. w.

Aber auch in der modernen Richtung der Litteratur, so bei Sudermann in seinen stilvollendeten Schilderungen der ostelbischen Junker, tritt als ein neuer Reiz naturgetreuer Darstellung eine bisweilen sogar weitgehende Geneigtheit auf, den dargestellten Personen in ihrer echten provinziellen Rede das Wort zu geben; unverändert ist mit ihrem Erdgeruch Spruchrede des Volkes aufgenommen, wie z. B. „Wo ein Sumpf ist, da *sielen* die *Poggen*". Sogar der reine Dialekt wird neuerdings, namentlich auf der Bühne, so in Gerhard Hauptmanns „Webern", dem schlesischen Sozialdrama, als ein Hauptmittel lebensvoller Charakteristik und wirksamen Lokalkolorits verwendet.

Während so die Mundarten ihr bestes Gut allmählich an die Gemeinsprache abgeben, gehen sie selbst überall in Deutschland einem langsamen Verfall entgegen. In Norddeutschland wird konstatirt, dass namentlich in den letzten 20 Jahren die plattdeutsche Mundart in rapidem Hinschwinden und an vielen Orten so gut wie ganz ausgestorben ist. Im Zeitalter des Weltverkehrs und der allgemeinen Bildung haben nun einmal die lokalen Mundarten ihren Platz nicht mehr. In den Städten zumal wird heute überall hochdeutsch gesprochen; das Platt überlassen die Gebildeten dem Landvolke. Denn wo es erst als ein Bildungsdefekt angesehen wird, noch die Mundart zu sprechen, da ist auch sicher ihr Untergang besiegelt. Dem Norddeutschen ist eben die Mundart nicht ein Ausdruck nationaler Eigenart; der Träger seiner grossen vaterländischen Idee, des Reichsgedankens ist das alle Stämme verbindende Gemeindeutsch. Sein Einfluss erstreckt sich aber auch auf die Volkssprache selbst, die überall in einer allmählich fortschreitenden Wandlung begriffen ist. Im ganzen Sprachgebiete bewegen sich die Volksmundarten auf dem Wege einer

Annäherung an die Schriftsprache oder zeigen genauer sich durchsetzt von einer schriftdeutschen Sprachschiebung, die mit der Tendenz, die Sprache in der Richtung allgemeiner Verständlichkeit auszugleichen, tief ins provinzielle Sprachleben eingreift und die bereits ins Teilstübchen zurückgezogenen lokalen Besonderheiten vollends zum Aussterben bringt. In diesem allmählichen Eindringen der Gemeinsprache in die Mundarten ist wohl der bedeutsamste Zug der neueren Sprachentwicklung zu erkennen. Auch unser Schweizerdeutsch kann sich ihm nicht entziehen. Es ist eine auffallende Erscheinung, wie auch bei uns die Mundart, namentlich auf dem Gebiete des Wortschatzes, durch den häufigeren Gebrauch der Schriftsprache, den Einfluss der Schule, der Zeitungen und Bücher, unter der ausgleichenden Wirkung des Verkehrs langsam, aber unaufhaltsam dem schriftdeutschen Ausdruck zu weichen begonnen hat. Zunächst sind es auf ein engeres Landschaftsgebiet beschränkte Wörter, die sich nicht zu behaupten vermögen, dann auch veraltete Vorstellungen und überflüssige Synonymen, die die Sprache fallen lässt. Wir sehen in diesem Vorgange die Wortvorstellungen gleichsam in einem Wettbewerb, worin der Ausdruck, der allgemein verstanden wird oder als Träger höherer Kultur mit neuen Anschauungen in massgebender Geltung verknüpft ist, als der leistungsfähigere und zugleich als der unterbietende, der infolge seiner eindrücklicheren Aufnahme durch das Schriftbild und seiner häufiger werdenden Betätigung sich mit dem geringeren Kraftaufwande anbietet, den Konkurrenten aus dem Felde schlägt. Auch die menschliche Sprachtätigkeit wird von dem Prinzip der Anpassung an das Zweckmässige bestimmt, und es ist interessant, auch Geistesfunktionen dem allgemeinen Lebensgesetze der Natur eingeordnet zu sehen. Am weitesten ist dieser Prozess auch bei uns in den Städten vorgeschritten, wo die Gebildeten ihre Verkehrssprache bereits auf ein mundartliches Halbschriftdeutsch eingestellt haben. Aber auch unter dem Volke auf dem Lande ist der mundartliche Ausdruck ins Wanken geraten. Es ist erstaunlich, wie viel nur in der Zeitspanne der letzten Generation in der Rede des Volkes sich verschoben hat. Das empfindet das Volk selbst, und oft genug hört man es aussprechen: Die Jungen reden nicht mehr wie die Alten. Ausdrücke wie von einem Baum *sich überbäre, e Zwäheli,* sogar schon der Ausdruck *massleidig* werden von dem jungen Geschlechte kaum mehr verstanden. Manches alte heimische Wort ist der Anpassung an die Schriftsprache schon zum Opfer gefallen und viele sind im Hinschwinden. Wer versteht oder gebraucht noch Ausdrücke wie *rungüsse, äfern, karfanglig?* Anstatt *ergelsteret* oder *erchlüpft,* das ausser einigen entlegenen Landschaften niemand mehr versteht, sagt man allgemein

erschrocke. Heute heisst es *hüete* für *gaumen*, *Betttuech* für *Lilache*, häufig schon *immer* oder sogar *tuschur* für die in verschiedenen Gegenden heimischen Wörter *alliwil*, *eister*, *als* oder *gäng*. Andere schriftdeutsche Wörter halten, besonders in den Städten, der Mundart bereits die Wage, wenn sie nicht schon das Übergewicht haben. Für das volkstümliche *gleitig*, *hurtig*, *weidli*, *tifig* oder *gschwind* rufen unsere Kinder jetzt gewöhnlich *schnëll*, für *werche* oder *schaffe* hört man häufiger *arbeite*, häufig auch schon *jemand* für *öpper*, *schnide* für *haue*, *steil* für *gäch*. *Lätsch* ist durch *Schleife*, *Ringge* durch *Schnalle* ersetzt. Der Ausdruck der allgemeinen Kultursprache gilt nun einmal als feiner. Auch die Vertreter der Schule, die ja die berufenen Pioniere der Schriftsprache sind und es gar nicht vermeiden können, den Ausdruck der Mundart in seinen Wurzeln zu lockern, treiben mit in dieser Strömung. „Was ist das?" fragte ein Lehrer, indem er mit der Kreide auf die Wandtafel drückte. „*En Tupfe!*" meinte lustig ein kleiner Junge. Mit einem Lächeln wurde er belehrt, das sei ein *Punkt*. Nicht immer erfährt das Mundartwort die gebührende Schonung. Auch kann jeder von uns an sich selbst beobachten, wie leicht man sich der Mundart entfremdet. Ganz besonders sind aber die Frauen in ihrer Sittsamkeit voran, den schriftgemässen Ausdruck, den sie für den gesitteteren halten, anzunehmen. Während die Männer noch sagen *d'Schue alegge*, sagen die Frauen in Zürich *d'Schue azieh*. Unsere Hausfrauen bestellen nicht mehr *Anke*, sondern *Butter*, kaufen nicht mehr *Hamme*, sondern *Schinke*. Das Wort *tüppig* lassen sie den Bauern und sagen *schwüel*. Anstatt *lisme*, *büeze*, *blätze* ist es doch gebildeter, *stricke*, *nähe*, *flicke* zu sagen. Jedes Dienstmädchen will nicht mehr *Jungfer*, sondern *Fräulein* heissen. Auf dem Lande folgt man in gemessenem Abstande nach; ganz kann man sich der Mode doch nicht entziehen. Die alte Beileidsformel *Gott ergetz i 's Leid* ist durch das moderne *kondoliren*, der schöne väterliche Neujahrsgruss, der mit so guten deutschen Worten *e guets glückhaftigs*, *gsunds*, *gsegnets*, *freuderichs neus Jahr* anwünschte, durch das gebildete *gratuliren* oder *prosit Neujahr* verdrängt.

Insbesondere sind auch die veränderten Auffassungen der höhern Kultur, die Bedürfnisse des verfeinerten Geschmackes unserer Zeit als treibende Kraft wirksam, wenn Ausdrücke, die einer überwundenen Vorstellung entsprungen sind oder die für unser Empfinden etwas Beleidigendes haben, in Abgang kommen und dem schriftdeutschen Worte weichen. Selten mehr wird gesagt werden *im Hus umegeiste*, und wiederum ist das landläufige Mundartwort für betrügen mit seiner recht misslichen Bildlichkeit nicht mehr gerade salonfähig oder den guten Um-

gangsformen entsprechend. (Vgl. O. v. Greyerz, Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz.)

Neue Begriffe, welche die Kultur schafft, werden selbstverständlich in der Form der Gemeinsprache übernommen. Wenn wir z. B. sagen, es sei etwas *sehr sehenswert* oder *gemeinverständlich*, so liegen da allgemein moderne Anschauungen zu Grunde, die eben von der gebildeten Gemeinsprache zugetragen werden, gerade wie *Zitig, Isebahn* u. s. w. der allgemeinen Bildungssprache entlehnt sind. Was nicht aus den bodenständigen Verhältnissen der Volksmundart erwachsen ist, dafür bringt sie auch keinen eigenen Ausdruck hervor.

In noch weiterem Umfange macht sich der Einfluss der Schriftsprache auf die Mundart in der Annäherung der Lautform mancher Wörter an das Schriftbild geltend. Schriftgemässe Aussprache fängt an, als gebildeter den Vorzug zu erhalten; in schriftdeutscher Form treten auf: *blau, grau* für *bla, gra*; schon sagt man *bescheide, gelunge* und Ähnliches. Für *fünf, Fenster, Zins* wagt niemand mehr die mundartlichen Formen zu gebrauchen, um nicht für gar zu altmodisch angesehen zu werden. Endlich kommt auch die Satzbildung und ausgebildetere Fügung der Schriftsprache als der Mundart mit ihren einfachen Mitteln, ihrer meist nebengeordneten Satzfolge überlegen immer mehr in Aufnahme. So schreitet die uniformirende Ausgleichung der Sprache immer weiter, wie das moderne Verkehrsleben in Volkstrachten und Gebräuchen alles Ursprüngliche verwischt. Man kann das Verschwinden so mannigfaltigen individuellen Lebens beklagen, aber man wird darin einen Prozess sehen, der sich aus innerer Notwendigkeit vollzieht und dem Zuge der Ideen gehorchend unaufhaltsam fortschreitet in der Richtung der Vereinheitlichung der Sprache. Überall in Deutschland sind die Mundarten mehr oder weniger in einer Annäherung an die Schriftsprache begriffen und gehen mit ihr Kompromisse ein, die in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung in mannigfachen Abstufungen auftreten.

Ein allmählicher Wandel im Wortleben vollzieht sich indessen auch in der Schriftsprache. Trotz der grösseren Festigkeit ihres im ganzen Schrifttum überlieferten Bestandes ist auch in ihr nichts unveränderlich festgelegt. Die Sprache befindet sich in stetem Flusse; auch im Wortbestande schreitet sie weiter durch ein fortgesetztes Werden und Vergehen, wie an dem immergrünen Baume welke Blätter fortwährend fallen, fortdauernd neue spriessen. Neue Wörter kommen auf, plötzlich aufgegriffen, von einer Zeitströmung getragen, neu gebildet oder aus den Volksmundarten aufgenommen, während alte, die eine Zeit-

lang im Gebrauche standen, absterben. Bei Goethe war *bedeutend* ein Lieblingswort; heute hat ihm *erheblich* in der allgemeinen Gunst den Rang abgelaufen. Ganz aus der Mode gekommen und nur noch durch den Zusammenhang mit *Urlaub* festgehalten ist *erlauben*, wofür im Norden als herrschender Ausdruck *gestatten* gesagt wird. Wenn in Berlin noch jemand sagt „Erlauben Sie", so muss man sich den Mann näher ansehen; es könnte ein Schweizer oder ein naher Nachbar sein. Das schlichte *geben* ist, wo es angeht, durch das anspruchsvollere *verleihen* ersetzt. Denn man gefällt sich heute darin, sich recht gewählt auszudrücken. Eine Vorliebe für volltönende Worte und reichlichen Ausdruck mit dem Streben nach Deutlichkeit spricht auch aus den häufigen Entfaltungen mancher Verbalbegriffe, wie *aufführen*, *erwägen* zu den umständlich herausgewickelten Ausdrücken *zur Aufführung bringen, in Erwägung ziehen, fertigstellen* a. ä., die indessen doch auch zumeist auf eine schärfere Momentbedeutung eingestellt sind und nicht schlechthin dasselbe besagen wie das einfache Verb. Nun ist ja die Wahl des Ausdrucks auch ein Merkmal verschiedener Bildungsschichten und in jedem andern Milieu naturgemäss verschieden. Bemerkenswert ist, dass ein gesunder Geschmack, besonders in der frischen Berliner Luft, sich abwendet von einer gezierten Ausdrucksweise, in der eine gewisse Auffassung von Bildung und Lebensart ihre Auszeichnung sucht. Die Wohlerzogenheit will es ja in manchen Kreisen, beispielsweise zu behaupten, es sei einer *stärker* geworden, wenn er einfach dick zu werden anfängt. Damen haben in gebildeter Gesellschaft beileibe keine *Beine*, sondern heute nur noch *Füsse*. Sie finden es auch sehr unstatthaft, noch zu *schwitzen;* sie sind *erhitzt,* haben *heiss,* sogar *furchtbar heiss*, oder sie verhüllen eine so gewöhnliche Naturerscheinung fremdwörtlich: sie *transpiriren.*

Diese Erscheinung des Wortwandels tritt natürlich auch in anderen Sprachen auf, was am besten einige früher aus dem Französischen entlehnte Wörter dartun, die seither in Frankreich durch andere ersetzt sind. Das *Coupé* heisst jetzt compartiment, der *Portier* concierge, der *Koffer* la malle. Den Scherer lösten der Reihe nach der *Barbier*, der *Friseur,* der *Coiffeur* ab. Zu Strassburg war nach 1870 die französische Aufschrift Coiffeur verpönt; es musste deutsch „Friseur" heissen.

Es scheint, dass gewisse Wörter, die eine Zeitlang im Schwange gehen, eigentlich verbraucht werden, indem man ihrer nachgerade überdrüssig wird. Ein anderes wird dafür aus dem Dunkel hervorgezogen und zum Modewort erhoben, bis die wechselnde Gunst es wieder in der Versenkung verschwinden lässt. Kurzen Bestand haben insbesondere

manche Fremdwörter, die oft im eigentlichen Sinne eine Sache der Mode sind und mit der Wandlung des Geschmacks von der Sprache wieder ausgestossen werden. So wird das früher oft in Zeitungsinseraten aufgetretene Wort *honett* wie das öfter gehörte *obligé* heute selten mehr angetroffen. Auch das Wort *galant* hat bessere Tage gesehen. Im vorigen Jahrhundert gefiel es so gut, dass man alles Hübsche und Zierliche, alles was man heute fein, elegant findet, *galant* nannte und von galanten Hunden, Katzen, Pantoffeln, Stühlen und Bänken sprach. Später beschränkte man es auf den engeren Begriff dessen, was man früher umständlicher „Urbanität gegen das Frauenzimmer" nannte. Heute hat es schon einen leichten Stich ins Ironische und ist in ernstem Sinne durch das gediegenere deutsche Wort *ritterlich* ersetzt.

Jede Generation von Zeitgenossen legt sich wieder das eine und andere Lieblingswort bei. Auch unsere Zeit hat ihre typischen Modeworte, worin allerlei moderne Art, das Interesse und der Geschmack der Zeit sich niederschlägt und die für alles herhalten müssen. Die Worte *sympathisch, fein, reizend, liebenswürdig, interessant, niedlich,* in Reden *unentwegt* und *zielbewusst* erfreuen sich heute allgemeiner Beliebtheit; in englisch gebildeter Damen Munde ist alles Hübsche und Nette „*süss*", bei unseren älteren Damen alles „*herzig*", alles halbwegs Unangenehme einfach *grässlich.* Der militärische *Schneid*, die Leutnantsausdrücke *schneidig, stramm, kolossal, feudal* haben alle Welt erobert oder kommen auf wie der Gruss und Zuruf *Heil!* immer getragen von den Vorzugsanschauungen der Zeit. Daher sind sie auch so erfolgessicher, diese von dem herrschenden Geschmack einmal als Parole ausgegebenen Modewörter, die, obschon in voller Geltung des Gesetzes vom kleinsten Kraftmass weitergegeben, selbst abgenützt wie das „*voll und ganz*" tönender Festreden noch einen Anschein von Geistreichigkeit und Witz eintragen.

Auch manche glückliche Neubildung bringt die heutige Sprache hervor. Mit lebendiger Triebkraft verwendet sie die Ableitungssilben zu neuen Gestaltungen. So schafft sie mit der Vorsilbe *be-* z. B. ein kurz *befristetes* Ultimatum, oder in der Kaufmannssprache den Ausdruck die Kunden *bemustern;* auch mit der fruchtbaren Partikel *ver-* treibt die Sprache neue Sprossformen wie *verärgern, verekelt, verängstigt, verhänselt, die Verelendung, die Verbilligung.* Eine junge Bildung ist der *Versand* oder *Versandt;* erst in neuester Zeit aufgetaucht ist als stärkste Potenz von hart arbeiten, schanzen, sich schinden *schuften.* Eine gute Ableitung ist ein schwer *handbares* Packet, das im Norden geläufige *sich mit jemand anfreunden*, ein treffender Ausdruck *jemand kaltstellen*, bezeichnend die *Scharfmacher*, auch *kratzbürstig*, eine gute Entsprechung

für unser *raubauzig,* beliebt im gewählten Stil *offensichtig, unweigerlich* und ein bedeutsamer moderner Begriff die *Lebenshaltung.* Schlagen Sie einen Schriftsteller des Tages, eine gut geschriebene moderne Zeitschrift auf, so finden Sie in Wort und Stil eine Darstellung, die von der Sprache Goethes und Lessings schon merklich verschieden ist. Die Sprache ist in fortschreitender Evolution im Zusammenhange mit allen treibenden Kräften der Zeit. Immer aber ist das einzige zuständige Forum, das über die Gültigkeit ihrer Schöpfungen entscheidet, der allgemeine Gebrauch. Auch da, wo sie die strenge Regelmässigkeit verlässt, ist gegen ihre lebendigen Kräfte nicht aufzukommen. Wenn heute z. B. die neuerlich beliebte Kürze in dem Ausdrucke „*der Verein Zürcher Wohnungsmieter*“ gleich dem im Norden durchgedrungenen „*Verein Berliner Künstler*“ wegen der nachlässigen Fügung bemängelt wird, so wird doch auch in diesem Falle das Ungewohnte, noch als unrichtig Empfundene zur Regel werden, wenn sich der Sprachgebrauch dafür entscheidet. Man muss sich nur gegenwärtig halten, in welcher Masse von Erscheinungen die Sprache aus den Geleisen der Regelmässigkeit ausgesprungen ist, fortwährend in neue Bahnen gelenkt hat und sozusagen vor unsern Augen sich noch verändert. Ich erinnere nur an die Behandlung der Eigennamen, bei denen die Sprache die noch bei unsern Klassikern übliche Flexion meistenteils abgeworfen hat. Und sollte sie auch in der gelegentlichen Abstreifung der grammatischen Formen noch weiterschreiten, wie in Briefadressen, wo eine Neigung zu titelhafter Kürze besteht, oder mit dem Wegfall des e im Dativ und in Verbalendungen (im Saal, ich hab, wie heisst du?), so fällt sie doch keineswegs aus ihrem durchgehenden Entwicklungszuge, sich im Sinne fortschreitender Geschmeidigkeit und Leichtigkeit weiterzubilden. Verfehlt ist daher eine Auffassung der Grammatik, die den Sprachgebrauch festlegen und regeln möchte; ihre Aufgabe ist es, seinen Wandlungen nachzugehen, das Gegenwärtige als ein Gewordenes zu begreifen in seinem Zusammenhange mit der ganzen geistigen Entwicklung und im Zusammenhange der ganzen Sprachgemeinschaft. Die Sprache lässt sich in weit geringerem Masse meistern, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Selbst die grossen Schriftsteller, die unsere anerkannten Lehrmeister sind, sind viel mehr von der allgemeinen Strömung des Sprachlebens getragen, als dass sie dieselbe wesentlich beeinflussen. Ihnen ist es nur gegeben, reicher als andere zu schöpfen aus dem frisch quellenden Born der lebendigen Sprache selbst. Aus den Tiefen der Volksseele quillt er im letzten Grunde. Auch unser alemannisches Land hat in alter und in neuer Zeit durch grosse Vertreter seiner Eigenart zu dem gesamten deutschen Geistesleben seinen Anteil beigetragen. Mögen wir auch fernerhin über die politischen Grenzpfähle hinweg, die wir nicht als geistige Schlagbäume ansehen werden, als Gebende wie als Empfangende mit der gesamten deutschen Sprachgemeinschaft in förderlichem Zusammenhange bleiben!